

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage *Neue Welt* einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk., für 2 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. ausschließlich Postgebühren.

Redaktion: Tauchaer Str. 10/21.
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telefon 13693.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Anzerate werden die 6 gespaltene Zeilen oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgebundene Anzerate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauchaer Str. 10/21. Telefon 2721. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr. Sonn- und Feiertage geschlossen.

Tageskalender.

Der außerordentliche Kongress der Freien Gewerkschaftsvereinigungen lehnte die Verschmelzung mit den Verbänden mit 88 gegen 48 Stimmen ab.

Im Reichstage wurde gestern über die Zuckerkonvention verhandelt.

Graf Lynar, der Hundertfünfundsiebzigjährige, behält den Majoratstitel und seine Pension bei.

Die Reichsbank setzte den Diskont auf 6 Prozent, den Lombarddiskont auf 7 Prozent herab.

In der französischen Deputiertenkammer wurde die Interpellation Zaurès über die Marokkofrage besprochen, wobei De Cassé eine bemerkenswerte Rede über die Konfession von Agadir hielt.

Erfolgreiches Training.

Leipzig, 25. Januar.

Zu der Unruhe der Wahlrechtsbewegung, die in den letzten Wochen die gesamte öffentliche Aufmerksamkeit fesselte, hat man beinahe das keine Pflänzchen übersehen, das bescheiden wie ein Weisling im Verborgenen blüht und doch dazu bestimmt ist, als edle Schmaroberpflanze, dem Volke das Mark aus den Knochen zu holen: die Reichsfinanzreform. Jetzt aber drängt sie sich wieder mit Macht in den Vordergrund, und wie wir bereits gestern mitteilten, haben die Blockparteien unlängst so eine Art Entschluß gefaßt, diese Reichsfinanzreform zu — vertagen. Kann es ein bequemeres Mittel geben? Was mit den Zweifeln und Sorgen, Brüder, es laßt ja der Morgen!

Es ist bekannt, daß die freisinnige Zeitung schon vor Monaten die Regierung anstufte, jetzt um Hinmels willen nicht auf die Durchführung der Reichsfinanzreform zu bestehen. Die freisinnige Fraktionsgemeinschaft müsse, schon ihrer Wähler wegen, auf direkte Reichssteuern „bestehen“, auf die sich, wie man wisse, die Regierung nicht einlassen wolle. Nach einem Jahre würden die Wähler ohne Frage so weit trainiert sein, daß sie die Ablehnung der freisinnigen „Forderungen“ ohne weitere Beschwerden hinnehmen würden, jetzt aber dürfe man ihnen eine so

große Bloßstellung des Freisinn noch nicht zumuten. Damals stand die Erklärung Bülow's zur preussischen Wahlreform noch bevor, die in dieser schroffen Form wohl selbst Fischel, Kopsch und Wiener nicht erwartet hatten, und man begreift, daß der Freisinn nach dieser zerschmetternden Niederlage nicht Lust hat, nach zwei Wochen bereits eine neue, noch größere, noch blamablere einzuhemfen. In der Tat hat sich der Bundesrat, soweit er sich bisher mit der Reichsfinanzreform beschäftigt hat, nur mit Erweiterung der indirekten Steuern, mit dem Rohspiritusmonopol und der Zigarettenbanderolesteuer besaßt, und eine Einführung neuer direkter Reichsteuern oder auch nur den Ausbau der einzigen bestehenden direkten Reichsteuer auch nicht einmal der Erwägung für wert gehalten. Immerhin kann die Reichsregierung mit Recht geltend machen, daß Reichsnöte über Fraktionsnöte gehen, und daß die Reichsfinanzreform nicht deshalb aufgeschoben werden könne, weil die Freisinnigen ihre Wähler noch nicht ganz an Bülow's Fußtritte gewöhnt zu haben glauben.

Dieser Zweifel der Liberalen übrigens, ob ihre Wähler wirklich noch nicht die genügend „tragfähigen Schultern“ zum Ertragen der neuen Schmach haben, ist selber noch nicht über allem Zweifel. Es gibt Leute, die ihnen auch diese Belastungsprobe zumuten, ohne einen Augenblick zu zweifeln, daß sie sie ganz vorzüglich überleben werden. Und man muß gestehen, daß sie sich für diese Ansicht mit einigem Recht auf gewisse Vorfälle berufen können, die allerdings zeigen, daß einige liberale Abgeordnete ein ganz besonders wirkungsvolles politisches Training durchgemacht haben. Wir greifen nur den uns besonders nahe liegenden Fall des liberalen Abgeordneten für Leipzig, des Herrn Jund, heraus. Herr Jund bekamte sich selber im Wahlkampf als „entchieden liberaler Mann“, und seine Freunde behaupteten sogar, im Grunde seines Herzens stehe er auf dem Boden der freisinnigen Vereinigung, er dürfe das nur nicht öffentlich sagen, da er Mißmachungskandidat sei. Hoch und heilig beteuerte er damals, daß er niemals die Hand bieten werde, um eine reaktionäre Gesetzgebung ins Werk zu setzen, und sein erstes Auftreten im Reichstage war in der Tat dem Zurückweichen eines dreifachen Angriffs eines sächsischen Richters und konservativen Abgeordneten, des Herrn Wagner, auf die Ehre der deutschen Arbeiterklasse gewidmet. Damals brandmarkte sogar das Leipziger Tageblatt diesen sächsischen Richter als einen Mann, der keine Aussicht habe, vom Ordnungskartell in Sachsen wegen seiner zügellos reaktionären Anschauungen noch einmal als Kandidat für den Reichstag aufgestellt zu werden. Das war im Frühjahr. Aber schon in der

Versammlung, die Herr Jund am 3. Januar in Leipzig abhielt, bewies er, daß ihn der Bloß nicht umsonst an die Standare genommen hat. Da entdeckte er plötzlich das „soziale Empfinden“ dieses Herrn Wagner — man denke: soziales Empfinden bei einem sächsischen Richter! — Zu allen großen Gesetzesvorlagen gab er seine „prinzipielle“ Stellungnahme kund, fügte aber sofort hinzu, daß er an ihr nicht festhalten werde, falls etwa konervative oder andre „unüberwindliche“ Hindernisse sich ankündeten. Ueber die Vereinsgesetzvorlage erklärte er ohne jede innere Stimmung zu sprechen, da sie sehr viel reaktionäre Paragraphen enthalte. Gleichwohl gab er auch hier einen Vorstoß auf seinen künftigen Unfall. Aus freien Stücken erklärte er: falls die Konserbativen auf die Einführung einer Altersgrenze für das Vereinsrecht beständen, so sei er bereit, ihnen auch hierin entgegenzukommen. Den Vogel aber schloß dieser würdige Volksvertreter in der letzten Kommissionsitzung zur Verantw. des Reichsvereinsgesetzes ab. Der Württemberger Bauer hatte auf die große Verantwortung hingewiesen, die die Süddeutschen, die bisher freiere Zustände gehabt hätten, mit der Annahme eines rückwärtlichen Reichsvereinsgesetzes auf sich nehmen würden. Darauf forderte die Leipziger Werke die süddeutschen Abgeordneten auf, im Interesse eines einheitlichen Vereinsgesetzes auf ihre Freiheiten zu verzichten! In der Tat! Herr Jund ist kein Partikularist, und er ist stolz darauf, stets die Einheit „des großen deutschen Vaterlands“ im Auge zu haben. Weder scheint er unter dieser Einheit nur die einheitliche schwarz-weiß-rote Krone zu verstehen.

Immerhin: wo so glänzende Trainingserfolge vorliegen, wie bei Herrn Jund, braucht der Liberalismus an der Tragfähigkeit der Schultern seiner Wähler nicht zu verzweifeln. Sie werden auch die zweite liberale Niederlage, wie sie der Bundesrat in seiner reaktionären Reichsfinanzreform plant, ganz gut überleben. Auch wird die pressende Finanznot selber schon der Regierung jede etwa vorhandene Neigung, den Liberalen noch ein Jahr Schonzeit zu geben, gründlich austreiben. Denn jede Verschlebung der Reform kostet natürlich dem Reich ganz wacker ungezählte Millionen, die durch Schulden aufgebracht werden müßten. Hier heißt es: früh Vogel oder stirb. Die liberalen Sühner aber werden beides tun: sie werden das Futter, das ihnen die Regierung hinstreut, fressen, und werden daran sterben.

Auf zum Protest gegen die Steuervorlage des Rates!

Seuilleton.

Das Höferecht.

Eine Erzählung von J. J. David.

IV.

Wenn nach beendeter Schulzeit die Kinder auswärts wie weisellose Bienen, wenn das ganze Dorf widerhallte vom lustigen Lärmen fröhlicher Stimmchen, wenn das ungebundenste Treiben sich verbreitete vom Schulhause bis zum Gemeindeganger, ging Fanny Hermann still nach Hause. Viele Kameradinnen hatte sie und doch war sie im Grunde noch so einsam und verlassen wie je.

Anfangs hatte das eine oder andere Kind den Versuch gemacht, Kameradschaft mit dem neuen Judenmädchen zu schließen. Aber alle waren bald davon abgestanden; sie zu necken oder wagen man auch nicht, denn sie hatte zwei mächtige Gönner an den Söhnen Lohners. Sonst war die Ungenügsamkeit der beiden Lohnerbuben sprichwörtlich gewesen; aber wenn irgendwer der kleinen Fanny weh getan hatte, dann konnten sie ihre ewigen Jovialitäten vergessen und gemeinschaftliche Sache an dem Beleidiger nehmen. Freilich vielleicht nur, um unmittelbar nachher selber über die wichtige Streitfrage ins Rennen zu kommen, wer die derberen Wüste ausgeht habe.

Oft forderten sie die Kleine auf, mit ihnen auf die Erbrühterei zu kommen. Sie war nie dazu zu bewegen, so wenig als sie die Einladung eines anderen Schulkindes je annahm. Und so liebten denn bald alle die sonderbare Schulkameradin umgeschoren; denn das Kind verträgt alles

und kann sich mit allem befreunden, nur herbe Verschlossenheit ist seinem innerlich offenen und wahren Wesen unendlich und ungemütlich.

Frau Mariannens Weisagung hatte Fanny bald gerechtfertigt. Nur kurze Zeit war sie bei den Jüdelmädchen gewesen, um sie bald mit raschem Geiste zu überholen. Dabei blieb ihr der Lehrer doch, bei allem Stolz auf seine beste Schülerin, abhold; das Unkindliche in ihrem Wesen, ihr Mangel an Schmiegsamkeit im guten Sinne stießen ihn ab. Wie war sie zur Ueberzeugung eines Unrechtes zu bringen; wurde sie bestraft — es kam selten genug vor — dann trug sie trotzig und schweigend, wie man schwere Unbill erleidet. Auch bei der härtesten Züchtigung — und einmal schlug er sie ganz grimmig, durch ihr stetes Schweigen gereizt und in förmliche Wut gebracht — weinte sie nicht; niemals mindestens laut. Ihre Tränen flossen still, ohne daß sich ihr Auge senkte. Noch immer war sie die Schlechtestgekleidete; aber alles an ihr war von peinlichster Sauberkeit; jene wenigen Worte Frau Mariannens und die Kränkungen, vor fremden Leuten von einer Fremden eine solche Zurechtweisung empfangen zu haben, hatten die nachhaltigste Wirkung auf sie geübt. Frau Rosalia sah es mit stumpfsinniger Verwunderung, wie sich das Kind noch vor Tagesanbruch erhob, um an sich und seinem Kleidchen zu säubern und zu bessern, was irgend möglich war. Sie bestaunte ihren unerwünschten Fleiß, aber sie ließ die Kleine mindestens gewähren.

Es war kein Glück für Fanny gewesen, daß sie zur Schule kam. Ihr Verstand wuchs, gewiß; aber je erfreulicher er sich entfaltete, desto minder konnte sie sich mit den Zuständen zu Hause befreunden. Durch den Umgang mit Wohlhabenderen ging ihr der Geschmack an der Hierlichkeit des Lebens auf; aber der heimische Schmutz war ihr desto unerträglicher geworden; seitdem sie sah, was andre betreiben, empfand sie doppelt, was ihr ge-

brach. Dazu war ihr Geist wesentlich erwägend und verneinend, im Gegensatz zur sonstigen Glaubensfreundlichkeit kindlicher Art. Sie prüfte jede neuartige Erscheinung nicht, wie es sonst Kinder des reifenden Alters pflegen, auf ihre Verwandtschaft, sondern auf das, was ihr darin befremdlich war, und fand immer zuerst das Feindselige heraus. Beim „Vater unser“ dachte sie nicht an den einen guten Gott, der seine Sonne Gerechten und Ungerechten aufgehen läßt, sie dachte an einen Gott, der ihr feindselig war, an dem sie bestenfalls kein Teil hatte. Wenn am Schulschlusse von allen Kindern das „Eine feste Burg“ angestimmt wurde, schwieg sie; aber in tiefster Seele empfand sie die Scheidung zwischen sich und allen andern, empfand sie ihre Vereinamung. Nicht einmal mit Schmerz, der kaum zu Gutem führen; nein, mit inangrimmigen Reide gegen alle die, welche einer Gemeinschaft angehörten, aus der sie ausgestoßen war, ohne daß sie wußte, warum. Als sie dann bei dieser Feier mit einem jener Geschenke bedacht ward, die unter die bravsten Kinder ausgeteilt wurden, stimmte sie in der Freude der andern nicht ein. Die hatten ihre Eltern da, die sich des Fleißes und der Fähigkeiten ihres Kindes erfreuten und sie ihm mit Liebkosungen vergalteten; sie aber war allein gekommen, wie sie gehen mußte. Deutlich fühlte sie dabei, wie ihre Freude über diese Auszeichnung lange nicht so groß war, als es ihr Ingrimm gewesen wäre, hätte man sie ihr vorenthalten. Aber das verdarb ihr selbst diesen einen frohen Augenblick.

War es aber, weil sie diesen Tag doch fröhlicher war als sonst, sie ging diesmal mit Frau Marianne und den beiden Lohners, die aus der Schule traten. Sie verbrachte den Tag auf der Erbrühterei.

Das erstmal in ihrem Leben sah Fanny an einem reinlich gedeckten Tische und trieb sich Nachmittags mit den beiden Buben im Wald und Feld um. Frau Marianne